

Vorwort eines Freundes

Lieber Leser,

Verzeihe mir, wenn ich für das vorliegende Werk auf die Bibliothek des Wissens zurückgegriffen habe, um Lücken zu füllen. Sei versichert, dass ich Deine Worte weder verfälscht noch weggestrichen habe – der größte Platz im Buch ist für sie reserviert.

Ich hoffe, Du hattest ein erfülltes Leben. Wenn Du diese Zeilen liest, bist Du am Ende angekommen, und ich möchte, dass Du weißt, wie stolz ich auf Dich bin. Obwohl Du Dich nicht an mich erinnerst.

Du erinnerst Dich nicht an mich, Du erinnerst Dich nicht an die Person, die Du einmal warst, Du erinnerst Dich nicht, dass Du dieses Buch mit Deinen Erinnerungen gefüllt hast ... es ist jedes Mal schwer.

Und jetzt, da Du es weißt, wirst Du es bald wieder vergessen, denn Du stirbst.

Aber hab keine Angst, denn ich bin bei Dir und werde es bei jedem Deiner Tode sein.

Lass mich Dir eine Geschichte erzählen. Die letzte Geschichte, die Du in diesem Leben hören wirst. Und die erste Geschichte, die tatsächlich die Wahrheit erzählt.

Dies ist eine Liebesgeschichte. Sie handelt von zwei Unsterblichen, die durch ihre Liebe das Universum schützen sollten und daran scheiterten.

Es war einmal eine Zeit, in der nur das Nichts existierte, regiert von Wesen, die mit dem Nichts zufrieden waren. Dann wurde aus dem Nichts Etwas, denn es entstanden das Universum und der Tod. Das ließen die Wesen des Nichts nur unter einer Bedingung zu: Solange sie einen Beweis

urheberrechtlich geschütztes Material

dafür hatten, dass das Universum der Existenz würdig war, würden sie sich dem neuen System unterordnen.

Da der Tod unerschütterlich an die Liebe glaubte, wählte er zwei Seelen aus, die sich in jedem ihrer Leben durch die Kraft der Liebe und nichts anderes finden sollten. Diese Unsterblichen, wie er sie taufte, obwohl sie wie alle Menschen auch starben, wurden der Grundstein des Lebens. Ihre Liebe rechtfertigte die Existenz von Billionen von Daseinsformen.

Viele Milliarden Jahre lang hielt der Vertrag stand. Die Wesen des Nichts ordneten sich wie versprochen unter und gingen den Aufgaben nach, die ihnen zugeteilt worden waren, und während all dieser Zeit sammelten die Unsterblichen eine Vielzahl von Leben an, in denen sie sich fanden und sich liebten.

Bis sie es irgendwann nicht mehr taten.

Die älteste Liebesgeschichte des Universums, und Du bist ein Teil von ihr.

Ich habe Dir einmal erzählt, dass jedes gebrochene Herz einen Kratzer im Universum hinterlässt. Jeder Riss im Gehsteig, jeder Sprung im Glas zeugt von einem gebrochenen Herzen, irgendwo in der Welt. Der Grand Canyon ist nicht durch eine Verschiebung der Erdplatten, oder Erosion, oder eine Sintflut entstanden.

Der Grand Canyon ist der Grund, warum ich diese Zeilen schreibe. Warum ich an Deinem Totenbett stehe. Warum ich Dir dieses Buch immer und immer wieder geben werde, und warum Du diese Zeilen immer wieder vergessen wirst.

Zu Beginn des Briefs habe ich ein wenig geflunkert. Diese Geschichte ist nicht nur eine Liebesgeschichte. Die Liebe steht nicht im Zentrum. Was Du vor Dir liegen hast, ist vielmehr ein Abenteuer, eine Komödie, eine Unterrichtsstunde und ein Drama.

Und vor allem ist diese Geschichte Deine Vergangenheit.

Prolog

Es war die Nacht des 3. Augusts 2021, trotzdem schneite es in London.

Unablässig rieselten Flocken auf die Landschaft nieder, so zuverlässig wie ein Eimer Farbe, der weit oben über den Wolken auslief.

Seit fast sieben Stunden war niemand mehr gestorben.

Taylor ging weiter. Die Spuren, die er hinterließ, blieben nicht lange sichtbar. Dafür fiel der Schnee zu dicht, zu schnell. Die Lichter von London waren kaum mehr als ein Bild auf einer Leinwand, welches aufgrund des Schnees zu flackern schien. Er hatte nie zuvor realisiert, wie mächtig er war – was er alles erreichen konnte, wenn er seine Fantasie anregte. Und es im August schneien zu lassen, war eines seiner leichtesten Kunststücke.

Die Menschen in der Großstadt dort unten hatten keine Ahnung.

Sie hatten keine Ahnung, welches Geschenk er ihnen bereitet hatte und was auf dem Spiel stand. Er hatte die Erde unsterblich gemacht und dadurch das Gleichgewicht der Welt gefährdet. Ein Gleichgewicht, das seit Milliarden von Jahren Stand hielt und er – er, Taylor Tyler, war dabei, es womöglich zu kippen.

Wenn das Gleichgewicht zu sehr auf die Seite des Lebens geriet, würde das Universum zerbrechen. In so kleine Teilchen, dass niemand mehr imstande wäre, es zusammenzupuzzeln. Es neu zu schaffen.

Taylor war ein Mensch, das Universum seine Heimat. Er wusste, dass er aufhören sollte, um nichts zu riskieren, aber er konnte nicht. Da war eine innere Stimme, die ihn blockierte: *Es ist unfair*. Etwas musste für die Gerechtigkeit unternommen werden, selbst wenn es große Opfer verlangte.

Er wollte aufgehalten werden, so sehr, aber es gab nur ein einziges Wesen, das dazu imstande war: Der Tod.

Die Stadt lag unter ihm wie ein nichtsahnender Säugling, der noch still im Mutterleib ruhte. Als er weit genug davon entfernt war, streckte er die Arme gen Himmel und hob den Kopf. Er blinzelte gegen den Schnee an, um weiterhin etwas sehen zu können. Die einzelnen Flocken blieben in seinen Wimpern hängen, schmolzen sofort und liefen ihm wie Tränen über die eiskalten Wangen. Er steckte nur in Hoodie und Jeans, denn den Luxus eines Wintermantels hatte er sich nicht gegönnt.

Von Weitem musste er aussehen wie ein Verrückter, der einsam auf einem Hügel den schneeverhangenen Augushimmel anbetete.

»Mirroanwi!«, rief er.

Jetzt war Schluss mit den Botensendungen. Laire sollte nicht zwischen die Fronten geraten. Es war Zeit, von Mann zu Mann mit der Inkarnation des Todes zu sprechen. Ob diese wollte oder nicht.

Er sah definitiv aus wie ein Verrückter, der eine imaginäre Person anrief oder lediglich mit sich selbst sprach. Oder wahrhaftig den Himmel anbetete, das Resultat wäre in jedem Fall dasselbe: Nichts regte sich. Kein Zweig raschelte, kein Vogel zwitscherte. Die Geräusche der Welt waren vom Schnee erstickt worden und seine Stimme war das einzig Hörbare.

»Mirroanwi!«, schrie er in die Weite. Er hätte über sich selbst nicht gesagt, ungeduldig zu sein, aber er hatte es sehr wohl satt, zu warten und nicht ernst genommen zu werden. »Siehst du, was ich getan habe? Zeig dich!«

Es tat sich immer noch nichts.

Mirroanwi hatte ihm nicht geglaubt. Etwas Derartiges hatte er ihm nicht zugetraut. Und jetzt, da Taylor ihm das Gegenteil bewiesen hatte, besaß er offenbar nicht einmal den Anstand, sich zu zeigen.

»Mirroanwi, ich weiß, dass du mich hörst.« Er ballte die Hände zu Fäusten. Er hatte es satt. »Zeig dich, oder ich mache das ganze Universum unsterblich!«

urheberrechtlich geschütztes Material

Unmittelbar nachdem diese Worte seinen Mund in einer Atemwolke verlassen hatten, erklang eine Stimme:

»Du musst das nicht tun.«

Taylor drehte sich um. Ein junger Mann trat aus dem Schneegestöber. Seine braunen Haare waren zu einem Seitenscheitel gekämmt und durchnässt. Alles an ihm war vom Schnee durchweicht. An seinen Haarspitzen waren sogar schon Eisklumpen gewachsen. Trotzdem waren weder seine Fingerspitzen hellblau angelaufen noch seine Nase knallrot, wie Taylor vor Kälte zitternd bemerkte. Mirroanwi gebräunter Körper steckte in einem karierten Kragenhemd und einer altmodischen Stoffhose, was sowohl dem Wetter- als auch dem modernen Kleidungsstil widersprach.

Das war also Laires Tod. Wie lange er wohl schon hier stand und beobachtete, wie Taylor sich die Kehle aus dem Hals schrie?

Mirroanwi lächelte. Es war ein Lächeln, wie man es von der attraktiven Verkäuferin bei Starbucks erwartete, aber ganz sicher nicht von einem wie ihm, oder in einer Situation wie dieser. »Warum rufst du mich her?«, fragte er. »Warum nicht Grace?«

Taylor ignorierte das beruhigende Lächeln und verschränkte die Arme, um sich vor der Freundlichkeit, die dieser Mann ausstrahlte, zu schützen. »Warum wohl? Grace kommt nicht. Ich habe es schon versucht.«

»Und woran liegt das?«

Angesichts der geduldigen Frage fühlte sich Taylor in seine Schultage zurückversetzt, woraufhin er die Nase rümpfte. »An dir. An diesem ganzen übergeordneten Bewusstsein, das euch steuert. Ihr lasst sie nicht zu mir.«

Mirroanwi schüttelte den Kopf. Ein Unbeteiligter würde vermuten, dass die beiden Männer sich im selben Alter befanden. Anfang zwanzig, höchstens dreiundzwanzig, aber nicht älter. Aber natürlich stimmte das nicht. Mirroanwi war ihm in gewisser Weise viele Jahre voraus,

ganze Äonen, obwohl er eigentlich erst wenige Monate alt war.

»Auch wenn du den Tod noch so ablenkst, die Regeln bleiben dieselben, und Grace hält sich daran«, erwiderte Mirroanwi. »Ich habe es dir schonmal gesagt: Du kannst ihr nicht begegnen, ehe du stirbst.«

»Das hast nicht du zu mir gesagt, sondern Laire! Du warst zu feige, um dich mir zu zeigen. Du hast mich nicht ernst genommen.«

Das Lächeln verschwand aus Mirroanwis Gesicht und er senkte kurz den Blick, um sich über die Stirn zu reiben. Eine ganz normale menschliche Geste. Taylor fasste nicht, *wie* normal er tatsächlich war. Er hatte etwas Anderes von Laire erwartet. Einen komischen Kauz, einen Hippie vielleicht. Aber keinen Typen, der so stinknormal war, dass er auch sein Kommilitone hätte sein können.

»Ich werde dich nicht darauf hinweisen, wie gegensätzlich deine beiden Aussagen sind«, erklärte Mirroanwi. »Stattdessen fasse ich zusammen: Du erpresst mich damit, das Leben zu zerstören. Ein Leben, das sich fortentwickelt hat, in jeder Sekunde von jedem Tag, und das über Jahrmilliarden hinweg – nur damit du deine Freundin sehen kannst?«

»Sie ist nicht nur irgendeine Freundin.« Taylor hatte das Gefühl, das sagen zu müssen. »Und ich habe dich nicht erpresst.«

»Du weißt selbst, dass es falsch ist.«

Das Universum zu zerstören oder den Tod zu lieben?, hätte er am liebsten zurückgefragt. Aber das hätte ihn nur zur Weißglut getrieben, vor allem, weil Mirroanwi ohnehin beide Möglichkeiten als falsch betrachtete.

Also unterdrückte Taylor seine Wut und wandte sich ab, um das Tal zu seinen Füßen zu betrachten. Überall dort unten, bis zum Horizont und noch weiter, lebten unsterbliche Menschen. Sie aßen, tranken und schliefen. Wie eine lebendige Zeitbombe. Die paar Milliarden auf der Erde reichten zwar kaum aus, um dem Universum

ernsthaften Schaden zuzufügen – aber Tatsache war, dass niemand wusste, bei der wievielten Seele es zusammenbrach.

Sein Nacken fühlte sich steif an vor Kälte und seine Nase lief; einen Moment lang konnte er nicht glauben, was er getan hatte. Den Pfad, den er gewählt hatte. Er hatte ihn zu einer Wand geführt, und ein anderer hätte sich nun umgedreht und den Konsequenzen ins Gesicht geblickt.

Aber nicht Taylor. Er wusste, dass es falsch war, und tat es trotzdem. Und das aus einem einfachen Grund:

Es ist unfair.

Taylor spannte seinen Unterkiefer an, um nicht mehr als das zu sagen, was gesagt werden musste. Bei einer Gefährtin wie Laire war Mirroanwi für Diplomatie zu haben anstatt für emotionale Reden, das war ihm gleich klar gewesen, als er Laires totale Unfähigkeit zur Diplomatie bemerkt hatte. Die Gefährten und ihre Inkarnationen ergänzten sich in den meisten Dingen, anstatt sich zu gleichen.

»Wenn du Grace nicht zu mir lässt, werde ich andere Planeten unsterblich machen«, drohte er. »Das geht ganz leicht, ich brauche nur einen Funken meines Kis.«

»Taylor. Weißt du eigentlich, was dein Handeln verursacht hat?«

Er hörte ein leises Knirschen, als Mirroanwi zu ihm kam, nahm ihn aber nicht zur Kenntnis.

»Ein paar Menschen sind nicht gestorben, die eigentlich sterben sollten?«, fragte er zurück und legte dabei Langeweile in seine Stimme.

Aus dem Augenwinkel erkannte er, dass Mirroanwi den Kopf schüttelte. »Eine Botschafterin ist gestorben. Laires Mutter. Der Tod hat alle Gefährten und Botschafter auf einen anderen Planeten bringen lassen, damit du ihnen nichts anhaben kannst. Für sie bist du der Bösewicht, Taylor.«

Das brachte ihn kurz zum Zögern. »Sie wissen nicht, dass ich das war.«

urheberrechtlich geschütztes Material

»Aber sie wissen, dass es irgendjemand getan hat. Und wenn du noch weitere Planeten unsterblich machst, müssen noch weitere Gefährten und Botschafter evakuiert werden, und du wirst sie alle gegen dich aufbringen. Denn früher oder später wird Laire – oder Sanjena – etwas sagen.«

»Jetzt hab ich aber Angst.« Taylor drehte den Kopf und versuchte ein Grinsen, das ihm aber nicht so gelang, wie er wollte. Er hatte nicht gewusst, dass Laire's Mutter gestorben war. Das hatte er nicht gewollt. Er hatte nicht gewusst, dass die Unsterblichkeit Botschafter umbrachte.

»Ich kann Grace nicht herbeirufen, wie du es dir vorstellst«, fuhr Mirroanwi fort. Zu seiner Überraschung klang er fast so, als hätte er Mitleid. Als würde er zumindest versuchen, ihm nachzuempfinden. »Ich kann nicht einfach mit dem Finger schnipsen. Sie ist ihre eigene Person, sie muss selbst herkommen wollen, und das wird sie nicht, weil sie weiß, was gut für dich ist.«

Ein Knurren entwich seiner Kehle. »Begreifst du es nicht? Sie will herkommen! Das wollte sie schon immer. Sie hat mich geküsst, und dann musste sie gehen, weil die Lehre zu Ende war. Der Tod schreibt ihr vor, wann sie zu kommen und zu gehen hat, nicht sie selbst, verstehst du das nicht? Sie hat Angst, die Regeln zu brechen, aber das muss man doch, wenn man nicht vollkommen unmenschlich sein will.«

Er wollte Grace sehen, und nicht mit diesem hoffnungslos rationalen Typen über Regeln und freien Willen streiten. Er wollte Grace, und Mirroanwi war die einzige Person, von der er wusste, dass er ihm helfen konnte.

»Nimm die Unsterblichkeit zurück, Taylor«, sagte Mirroanwi nach einer Weile, in der sie wohl beide überlegt hatten, wie sie am schnellsten das bekamen, was sie wollten. »Ich helfe dir dabei. Lass mich dich retten.«

Nun war es Taylor, der lächelte. Es war mehr eine bittere Grimasse. Vielleicht verlor sie etwas von ihrer Ausdrucksstärke dadurch, dass er gleichzeitig die Fäuste in

die Bauchtasche seines Hoodies rammte, um sie zu wärmen. »Ich denke nicht, dass ich gerettet werden will, vielen Dank. Zumindest nicht von dir.«

»Es gibt klare Regeln.«

»Regeln, die da sind, um gebrochen zu werden.« Mit zusammengebissenen Zähnen drehte er sich zu Mirroanwi um. Immer noch keine rote Nase. Kein unauffälliges Wärmen der Hände. Taylor spürte seine eigenen nassen Haare unangenehm intensiv, sie klebten an seiner Stirn wie Seetang. »Kein überzeugendes Argument also.«

Wenn Mirroanwi davor schon ernst gewirkt hatte, war dies nun die Steigerung davon. Tiefe Furchen gruben sich in seine Stirn. »Du bist bereit, das Universum zu zerstören?«, fragte er. Taylor konnte ein gewisses Unverständnis in seinem Ton hören, die er auch bei sich selbst erahnte.

Nein, hätte er am liebsten gerufen. *Nein, das bin ich nicht!*

Aber da war dieser Gedanke, der ihn schon die ganze Zeit über antrieb, der sich durchsetzte, wie jedes Mal.

Es ist unfair.

Also straffte er die Schultern. »Wenn du die Antwort darauf nicht weißt, dann warst du noch nie verliebt.«

1. Kapitel

Der Mann im Kleiderschrank

Diese Geschichte beginnt im Frühling des Jahres 2021. Es müsste April gewesen sein – auf Datierungen habe ich damals noch nicht geachtet. Und es ist auch nicht weiter wichtig, schließlich werden diese Notizen nie an die Öffentlichkeit gelangen.

Was das Mädchen, von dem ich erzähle, zu der Zeit noch nicht wusste, war, dass der Tod einen Gefährten brauchte. Er braucht immer einen Gefährten, wenn er zu uns kommt. Jemanden, den er ausbilden kann.

Nach gesellschaftlichen Maßstäben sah sie normal aus. Sie war normal groß, normal schwer, hatte Haare in einem normalen Hellbraun und einer normalen Länge. Selbst ihr Hautton war für jemanden, der dort oben im Norden wohnte, normal blass.

Trotzdem fanden sie die anderen Schotten nicht normal. Entweder sie war zu neugierig oder zu vorlaut oder zu taktlos oder zu einfallsreich. Zu komisch. Zu *zu*. In der Schule hatten ihre Mitschüler sie gemieden, obwohl sie versuchte, so normal zu sein wie sie.

Als das nichts half, akzeptierte sie ihr Einsiedlerleben und schloss die Schule frühzeitig ab, um endlich ihre Ruhe zu haben. Während sie sich in die Künste flüchtete, hielt sie die Augen offen nach der einen Person, die sie so akzeptieren würde, wie sie war. Erst mit dem Erlangen ihrer Volljährigkeit gab sie diese Hoffnung endgültig auf.

Doch sie hatte ihre Rechnung ohne den Tod gemacht.

Laire ließ die Haustür hinter sich ins Schloss fallen. Ohne haltzumachen, polterte sie die Treppen hoch, nachdem sie ins Erdgeschoss eine flüchtige Begrüßung geworfen hatte. Fast wäre sie auf eine der Katzen getreten, die in der Ecke unter dem Fenster schlummerte. Die Antwort ihrer Eltern wurde von ihren rumpelnden Schritten übertönt, aber sie

nahm an, dass sie sich nach der Klavierstunde erkundigt hatten.

»Cailin hat in sechs Wochen ein Konzert und muss noch ein paar Lieder einstudieren, deswegen komme ich jetzt öfter zu ihr«, rief sie über das Geländer, sobald sie ganz oben im zweiten Stock angekommen war. Während sie in ihrer Handtasche nach dem Wohnungsschlüssel kramte, tauchte ihre Mutter unten auf und schaute, über das Geländer gelehnt, zu ihr hoch.

»Laire, komm bitte runter, wenn du mit uns sprichst.«

»Keine Zeit!« Hastig schloss Laire ihre Tür auf und verschwand im Inneren. Das Gute am Auszug ihrer Schwester war, dass Laire nun seit fast drei Jahren die Wohnung unter dem Dach ihr Eigen nennen durfte. Zugegeben, sie zahlte ihren Eltern dafür keinen Penny, deswegen war sie rechtlich gesehen gar nicht ihr Eigen, aber sie mochte den Klang.

Anstatt mühevoll das Licht anzuschalten oder die Schuhe auszuziehen, lief sie zielstrebig zum Schreibtisch und klappte den Laptop auf. Erst als der Kreis auf dem Bildschirm erschien, ließ sie einen angehaltenen Atem frei und fiel erschöpft auf den Drehstuhl. Nachdem sie realisiert hatte, dass sie immer noch ihr Handy umklammert hielt, stieß sie sich vom Boden ab, sodass sie samt Stuhl zur Steckdose neben dem Tisch rollte. Die Holzdielen gaben ein klägliches Schaben von sich. Während sie ihr Ladekabel mit dem Handy verband, warf sie immer wieder ungeduldige Blicke zu ihrem Laptop. Der Kreis hörte nicht auf, sich zu drehen.

Seufzend zwang sie sich, ihre Beine anzuheben, um die Schuhe abzustreifen. Als sie die feuchten Haare zu einem Zopf zusammenband, glitt ihr Blick zum Fenster, hinter dem die Hausdächer und der graue Himmel inzwischen von einer Regenwand verschlungen worden waren. Sie hatte es gerade noch rechtzeitig nach Hause geschafft.

»Mach schon«, murmelte sie ihrem Laptop zu, denn der Kreis unter *Willkommen, Laire* drehte sich noch immer.

Vor zwanzig Minuten hatte sie eine Antwort von *Waterstones* erhalten, aber bevor sie die Mail öffnen konnte, hatte ihr Handy den Geist aufgegeben. Das hatte ja passieren müssen.

Ein Klopfen. Geistesabwesend murmelte Laire etwas, woraufhin ihr Vater in die Wohnung geschlendert kam, mit seinem Jackett und Kragenhemd ganz im Stil eines traditionellen Englischprofessors. Er hatte diese Eigenart, seine rahmenlose Brille, die er seit seinem ersten Arbeitstag trug, sein Nasenbein hochzuschieben, wenn er Laires Unordnung sah. Wobei sich das Chaos heute in Grenzen hielt, wie sie fand. Ihre Klamotten hatte sie am Wochenende in ihr Ankleidezimmer geschoben und die leeren Cornflakes-Schachteln waren gewissenhaft zur Altpapiertonne transportiert worden.

Colin räusperte sich; als Laire ihn vor einigen Jahren zu einer Lesung begleiten durfte, hatte sie erkannt, welche immense Wirkung dieses leise Hüsteln hatte – sie selbst hatte damals den Drang verspürt, sich die Lippen zusammenzunähen und jedem seiner Worte zu folgen. Aber daheim war das etwas ganz anderes. So sehr sie sich auch bemühte (wobei sie ihre Energie schon immer gern für andere Zwecke eingesetzt hatte), es war ihr unmöglich, in ihrem Vater zu Hause dieselbe Autoritätsperson zu sehen wie auf dem Campus.

»Dad, ich bin keine Studentin«, sagte sie, um ihn auf sein Räuspern hinzuweisen.

Er interpretierte ihre Worte falsch. »Ich weiß, und das respektiere ich.« Er schloss die Tür hinter sich und faltete die Hände vor seinem Bauch. In dieser Pose konnte er stundenlang dastehen. Um genau zu sein, eine Stunde und siebenundfünfzig Minuten. Laire hatte es bei besagter Lesung gemessen. »Deine Mutter auch, soweit ich weiß«, fuhr er fort. »Warum fängst du wieder mit dieser Diskussion an? Wenn beide Seiten einer Meinung sind, Liry, bringt es nichts –«

Laire sah ihn nur an. Erst da blühte Verständnis in seiner Miene auf.

»Ich habe es schon wieder getan, oder? Ich hatte mich auch gewundert, warum du das Thema von allein ansprichst. Tut mir leid, ich bin erst seit einer halben Stunde zuhause.«

Ironisch schnipste mit den Fingern. Sie war der Überzeugung, dass nur ihr das gelang, denn wann hatte man schon einmal von jemand anderem gehört, der ein ironisches Fingerschnippen bewerkstelligte? »Das habe ich schon fast vermutet. Will Mum was?«

»Sie fragt, was das mit dem Konzert war.«

Manchmal tat ihr Colin leid; er hatte nicht die geringste Chance gegen Allisons Durchsetzungsvermögen. Allison liebte ihn, aber sie missbrauchte ihn auch oft als Boten zwischen Erd- und Dachgeschoss. Es war nicht so, dass Mutter und Tochter eine schlechte Beziehung pflegten und sie sich deswegen nur selten oben blicken ließ. Allison sah nur nicht ein, warum sie die ganzen Treppenstufen steigen sollte, wenn das ihr Ehemann genauso gut machen konnte.

Laire winkte ab. Aus dem Augewinkel fixierte sie den sich unerbittlich drehenden Kreis auf dem Bildschirm. »Ach, ihre Eltern haben Cailin bei diesem Konzert im Museum angemeldet. Da waren wir letztes Jahr auch schon.«

»Und das ist dieses Jahr wieder?« Er wartete keine Antwort ab. »Spielst du diesmal auch vor?«

»Weiß nicht.« Sie schaute wieder auf den Bildschirm. »Vielleicht. Ich würde gern, aber ich hab viel zu tun. Arbeit und so.«

Der Schock, der sein Gesicht eine Sekunde lang zierte, erheiterte sie trotz ihrer Ungeduld. Arbeiten. Der Gedanke, dass sie mit YouTube tatsächlich Geld verdiente – und auch weiterhin vorhatte, damit ihren Lebensunterhalt zu verdienen –, war ihm immer noch fremd. Vermutlich trug es zu seiner Beruhigung bei, dass sie zusätzlich Klavierunterricht anbot. Im Gegensatz zu ihm war Allison

fortschrittlicher. Sie war stolz, dass ihre Tochter etwas Eigenständiges auf die Beine gestellt hatte.

Der Kreis verschwand. Ihre Aufmerksamkeit zischte wie eine Bumerang zum Bildschirm zurück. Ihr Herz klopfte schneller, als ihr Desktop erschien und ihr die blutige Fratze eines Ungeheuers entgegengrinste.

Ein Winkel ihres Bewusstseins erinnerte sich daran, dass Colin im Raum war. Leider erinnerte sich kein Winkel ihres Bewusstseins daran, ob er etwas erwidert hatte, deshalb dachte sie sich hastig etwas aus, das er geantwortet haben könnte, und reagierte entsprechend darauf.

Sie vermutete, dass ihre Worte etwas Ähnliches wie »Ich weiß« waren – sicher konnte sie sich nicht sein, denn sie war damit beschäftigt, das Internetsymbol anzuklicken, immer wieder und wieder und wieder, denn es tat sich nichts.

Colin lachte. »Zum Glück ist meine Tochter nicht überheblich.«

Laire ließ ein zustimmendes Geräusch erklingen, als sich der Browser endlich öffnete. Mit zitternden Fingern tippte sie die Seite ihres Maildienstes ein. Da das fast schon antike Internet bei schlechtem Wetter Ewigkeiten brauchte, um zu laden, setzte sich die Seite wie ein Lego Haus zusammen. Das Logo war schon sichtbar. Als nächstes erschien das Fenster *Neue E-Mail schreiben*.

Ein Blick über die Schulter verriet ihr, dass ihr Vater ins Erdgeschoss zurückgekehrt war. In ein paar Sekunden würde sie die wichtigste Mail ihres bisherigen Lebens lesen. *Waterstones* musste ihre Anfrage einfach positiv aufgenommen haben. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass jemand anderes als sie besser dafür geeignet gewesen wäre, ein Interview mit Lynn Stevenson zu führen. *Der Lynn Stevenson*. Die Amerikanerin befand sich im Moment auf einer Tour durch ganz Großbritannien zu Ehren ihres fünften Romans, ein erneuter Bestseller im Horrorgenre, und in zwei Wochen würde sie in Edinburgh Halt machen.

Als Laire davon gelesen hatte, hatte sie vor Freude in ihr Kissen geschrien.

Gerade, als sie voller Erwarten auf die Mail klicken wollte – in der Zeile, in der sie angezeigt wurde, konnte sie die ersten Worte lesen: *Sehr geehrte Ms. MacDiagan, wir freuen uns, Ihnen* – hörte sie etwas poltern. Es kam aus ihrem Schlafzimmer. Sie hielt kurz inne, aber als es still blieb, wandte sie sich wieder ihrem Bildschirm zu. Das wäre nicht das erste Mal gewesen, dass ein Vogel gegen ihre Fensterscheibe flog. Sie hoffte, dass es ein Wellensittich gewesen war. Sie konnte Wellensittiche nicht ausstehen.

Ihr Grinsen gefror auf ihrem Gesicht, als der Laptop von selbst die Verbindung zum Router kappte und die Internetseite einfro. Verdammt sei der schottische Regen. Aber sie ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Geduldig klickte sie auf *Verbindung wiederherstellen*. Geduld lag ihr zwar nicht, aber es war nie schlecht, sich in etwas, worin man nicht gut war, zu üben.

Dieses Interview würde in ihren YouTube-Kanal einschlagen wie eine Rakete voller Nilpferde auf den Mars. Angesichts des neuen Formats würde sie mehr Abonnenten anlocken, mehr Klicks erhalten, mehr Gehalt ... und dann, irgendwann: Ein eigenes Haus, vollständige Unabhängigkeit. Genau wie Yesta.

Ein erneutes Poltern ließ ihr Kinn nach oben zucken. Hatte sie es sich bloß eingebildet, oder hatte tatsächlich jemand gewinselt?

Jemand war in ihrem Schlafzimmer.

Langsam erhob sie sich. Ihre Hand tastete nach dem Buch, das sie gestern auf dem Schreibtisch abgelegt hatte. Jane Austen würde ihr gewiss verzeihen, wenn sie sich mit *Emma* gegen einen potenziellen Einbrecher zur Wehr setzte. Gab es in Edinburgh überhaupt so etwas wie Einbrecher? Taten die Leute so was noch, und noch dazu am helllichten Tage? Und wenn ja – warum sollte jemand bei ihr ins Dachgeschoss einsteigen?

Sie stellte fest, dass es schwieriger war als die Bücher behaupteten, leise zu atmen, während einem das Adrenalin durch die Adern rauschte. Die Tür zum Schlafzimmer war nur angelehnt. Mit einer Hand schob sie sie einen Spalt weit auf, das Buch in der anderen zum Angriff erhoben. Von dieser Position aus konnte sie nur ihr Bett sehen, genauso ungemacht wie sie es am Morgen verlassen hatte.

Sie atmete tief durch und packte das Buch fester. Im Stillen zählte sie bis drei, bevor sie die Tür aufstieß und in den Raum sprang, bereit zuzuschlagen. Aber das Schlafzimmer war leer.

Verwundert schaute sie sich um, durchsuchte jede Ecke, vergewisserte sich sogar, dass auch niemand unter ihrem Bett lag, sich niemand im anliegenden Badezimmer versteckte. Der flauschige Teppich, der kurz hinter der Schwelle zum Schlafzimmer begann, dämpfte ihre Schritte. Doch da war niemand. Das Fenster war geschlossen, das Schloss daran heil. Keine Einbruchsspuren, und doch hatte sie etwas gehört.

In dem Moment, in dem sie ins Wohnzimmer zurückkehren wollte, fiel ihr Blick auf die Tür zum Ankleidezimmer. Es war zwar vollgestopft mit Kleidung aller Art, und der Stuhl, den sie sich eigentlich zum Anziehen von Strumpfhosen und Schuhen hingestellt hatte, war mit Unterwäsche übersät, aber es bot immer noch genug Platz für eine einzelne Person, um sich zu verstecken.

Erneut hob sie das Buch. Vorsichtig schlich sie zur Tür, die ebenfalls angelehnt war. Warum waren alle Türen in ihrer Wohnung angelehnt? Schloss Laire generell keine Türen oder war das das Werk des Einbrechers? Fieberhaft dachte sie an den Morgen zurück. Hatte sie die Tür zum Ankleidezimmer geschlossen oder nicht? Schloss sie generell Türen oder zog sie sie nur halbherzig hinter sich zu?

Die Finger um den Einband gekrümmt, schob sie die trivialen Gedanken beiseite. Sie dachte zu viel nach.

Vielleicht sollte sie besser die Polizei rufen. Oder zumindest ihre Eltern. Aber was, wenn es sich doch nur um einen Vogel oder eine verirrte Katze handelte? Jemandem, der schon Muffensausen angesichts eines simplen Polterns bekam, traute man nicht zu, irgendwann allein zu leben.

Laire zwang sich, flach zu atmen, obwohl sie sich keine Chancen ausrechnete, von dem potenziellen Einbrecher noch nicht bemerkt worden zu sein. Ihr Herz schlug dafür viel zu laut.

Sie versuchte, sich selbst anzuspornen. Mach schon.

Emma hielt sie so fest umklammert, dass die Buchkanten in ihre Haut schnitten.

Jetzt oder nie.

Mit der Fußspitze stieß sie die Tür auf, sodass sie gegen die Wand krachte. »Keine Bewegung!«, schreiend, stürzte sie ins Innere, das Buch über ihrem Kopf erhoben, bereit, es auf jemanden niedersausen zu lassen.

Doch als sie niemanden entdeckte, atmete sie auf. Der potenzielle Einbrecher war wirklich potenziell gewesen. Jetzt konnte es sich nur noch um eine potenzielle Katze handeln. Oder um einen Wellensittich.

Alles war wie immer. Oberteile und Hosen lagen verstreut auf dem Boden, über dem lebensgroßen Spiegel hing noch ihre Jeansjacke vom Vortag, ein Kleiderbügel baumelte an der Stuhllehne, und die mittlere Schranktür ...

Die mittlere Schranktür stand offen.

Verbissen versuchte Laire, ihre Erinnerung vom Morgen zurückzuholen. Hatte sie die Schranktür nicht aus Frust zugeschoben, weil sie ihre Bluse nicht finden konnte? Ihre Lieblingsbluse mit den weißen Rüschen und der Schnur um die Taille, die Yesta ihr zum achtzehnten Geburtstag geschenkt hatte?

»Hallo?« Ihre Stimme klang belegt. Ängstlicher, als ihr lieb war. »Ist da jemand?«

Zögernd setzte sie einen Fuß vor den anderen, bis sie nur noch drei Schritte von der offen stehenden Schranktür trennten.

Als sich die Kleider auf den Bügeln bewegten, stieß sie einen kurzen Schrei aus und riss das Buch hoch. Eine Hand schob sich durch den Stoffvorhang, und von allen möglichen Dingen winkte sie ihr zu, einmal, zweimal.

»Ja, ich«, erklang eine dumpfe Stimme.

Wie ein Schwert hielt Laire das Buch vor sich, wich zurück, bis sie an die gegenüberliegende Wand stieß. Da das Zimmer nur sehr schmal war, beruhigte sie der gewonnene Abstand nicht im Geringsten.

»Wer bist du?« Sie hoffte, dass ihre Eltern wie durch ein Wunder ihre zitternde Stimme hören konnten. »Was machst du in meinem Kleiderschrank?«

»Glaub mir, ich hatte nicht vor, dich zu erschrecken, ich brauchte nur etwas zum Anziehen.«

Soweit sie beurteilen konnte, gehörte die Stimme einem Mann. Einem Mann, der in ihr Ankleidezimmer eingebrochen war und – *und etwas zum Anziehen brauchte?*

»Keine Bewegung«, wiederholte sie, als sich die Kleider abermals regten. Sie versuchte, einen ruhigen Tonfall anzuschlagen, der überlegen klingen sollte. »Ich bin bewaffnet.«

»Bewaffnet? Aber ...« Zwischen den Hemden, Blusen und Röcken erschien ein Gesicht, das aussah, als würde es jeden Tag in die Sonne blicken. Also unmöglich eines aus der Gegend. »Aber du hast doch nur ein Buch.«

Laire war so perplex, dass ihr keine passende Erwiderung einfiel. Stattdessen ließ sie *Emma* sinken – die wahrscheinlich schlechteste Idee, die sie in diesem Moment haben konnte – und starrte den jungen Mann an. »Was hast du da an? Gehört das meinem Vater?«

Er schaute an sich herab und zupfte an seinem karierten Hemd. »Das? Das lag in deinem Kleiderschrank.«

»Ich weiß, was in meinem Kleiderschrank liegt.«

Zusätzlich zu seinem Oberkörper tauchte nun auch noch ein Bein auf, das Anstalten machte, aus dem Schrank zu treten.

Hastig riss Laire wieder das Buch vor sich. »Stoppl!«

»Ich mach doch nichts.«

Er stellte seine Bewegungen ein, was Laire die Gelegenheit bot, sein Diebesgut zu betrachten. Das Hemd und die braune Stoffhose hatte sie damals ihrem Vater stibitzt, als sie gemeinsam die Wohnung gestrichen hatten. Das änderte leider nichts an der Tatsache, dass dieser – dieser *Einbrecher* hier war. Ihr fielen dutzende einfachere Methoden ein, um Kleidung zu stehlen, anstatt bei ihr in den zweiten Stock zu klettern und sich dann entdecken zu lassen.

Sie biss die Zähne zusammen. Derselbe Winkel ihres Bewusstseins, der dafür gesorgt hatte, dass sie Colins Anwesenheit nicht vergessen hatte, ließ nun Sorge in ihr aufkommen.

Sorge darüber, dass ihre Angst verpufft zu sein schien. Anstelle davon hatte sich ein Gemisch aus purem Schock und Überforderung eingestellt – Attribute, die sich wie Plus- und Minuspol wunderbar ergänzten und Spannung durch ihre Adern fließen ließen. Spannung darauf, was es mit dem Einbrecher auf sich hatte.

Sie zwang sich, den letzten Rest Unruhe herunterzuschlucken und rational zu denken. »Wer bist du?«

»Das hast du schon gefragt.« Als er lächelte und dabei den Kopf schief legte, fielen ihm einige Strähnen seines hellbraunen Haars ins Gesicht, das er sich zur Seite gestrichen hatte. »Lass dir etwas Neues einfallen.«

Vor lauter Entrüstung klappte ihr der Mund auf. »Weißt du, ein Buch ist sehr wohl eine Waffe. Man kann sowohl darin lesen als auch jemandem damit eins überziehen.«

»Oh, du spielst auf das Wissen an. Wissen ist Macht. Wissen ist gefährlich.« Wieder dieses vertrauensvolle Lächeln, als wäre er kein Einbrecher und sie würde ihn nicht mit einem Buch bedrohen. »Genau deshalb bin ich hier. Hallo, Laire.«

»Du – du ...« Sie brachte nur ein Stottern hervor. Der Einbrecher schien so vergnügt, sein Verhalten so ... so

vollkommen unangemessen, dass ihr Gehirn nicht wusste, wie mit der Situation umzugehen war. Vermutlich war er aus einer Heilanstalt ausgebrochen. Ja, das war es, er war definitiv gestört.

Der Einbrecher räusperte sich. Er konnte nicht viel älter sein als sie, vielleicht ein, zwei Jahre. »Ich nehme an, dir ist noch nichts eingefallen?«, wollte er wissen.

»Was sollte mir eingefallen sein?«

»Na, wie ich heiÙe. Ein Name. Wie lautet mein Name?«

Wieder konnte sie ihn nur anstarren. Ihn anstarren und sich fragen, ob es eine Krankheit gab, die verursachte, dass man sich für Rumpelstilzchen hielt. Wie das Peter-Pan-Syndrom. Gab es ein Rumpelstilzchen-Syndrom?

Nun war sie an der Reihe, sich zu räuspern. »Also, ich rufe jetzt die Polizei. Wenn du mir zu nahe kommst, schlage ich zu«, erklärte sie sachlich und hob warnend das Buch.

Er schüttelte den Kopf. »Laire, tu das nicht. Das wäre nicht gut, erst recht nicht für dich.«

Sie stieß ein Schnauben aus. »Die Drohung ignoriere ich. Und ich werde erst gar nicht fragen, woher du meinen Namen kennst. Ich schätze mal, Einbrecher informieren sich vorher über das Haus, in das sie einsteigen.«

Mit diesen Worten trat sie den Rückzug an, einen Fuß hinter den anderen setzend, bereit, bei der kleinsten Bewegung im Kleiderschrank loszurennen. Beim Verlassen des Ankleidezimmers stieß sie gegen den Türrahmen. Erleichtert atmete sie auf, als sie endlich draußen war und die Tür schließen konnte. Den Schlüssel drehte sie gleich zweimal um, ehe sie ihn in die Hosentasche steckte und zur Wohnungstür rannte.

Auf halbem Weg jedoch rammte sie die FüÙe in den Boden und starrte auf die Couch, wo ein junger Mann lag, die Beine über die Armlehne baumeln ließ und offenbar gedankenverloren in *Ein Abendessen für drei* blätterte, das vor wenigen Augenblicken noch auf ihrem Couchtisch gelegen hatte. Ihr fiel auf, dass er ein ungewöhnlich breites Gesicht hatte, aber nicht so breit, dass es unattraktiv wirkte. Im

Gegenteil, der ausgeprägte Kiefer ließ ihn interessant erscheinen. Seine Augenbrauen lagen wie dunkle, leicht geschwungene Zweige über seinen Lidern; auf seiner rechten Seite fielen ihm der Seitenscheitel darüber.

Verwirrt warf Laire einen Blick über ihre Schulter, tastete nach dem Schlüssel. Die Umrisse waren durch den straffen Stoff deutlich zu spüren. »Wie – wie bist du da rausgekommen?«

»Ki«, antwortete der Einbrecher, ohne den Blick von den Seiten zu nehmen.

Sie schüttelte den Kopf. »Du bist so unverschämt. Zuerst brichst du hier ein und dann wirfst du mit sinnlosen Wörtern um dich. Wer bist du?«

Vielleicht war es die Neugierde, die nun zum ersten Mal in ihrer Stimme mitschwang, die ihn veranlasste, das Buch auf seinen Bauch zu legen und sie anzusehen. Laire konzentrierte sich auf eine Stelle auf seiner Stirn; sie konnte ihm einfach nicht in die Augen schauen. Aus irgendeinem Grund grauste es ihr davor.

»Erstens«, begann er, »bin ich nicht eingebrochen. Zweitens – ausgenommen der Tatsache, dass Ki sehr wohl ein sinnvolles Wort ist – ist Wortschatz eine Frage des Selbstbewusstseins. Und drittens musst du entscheiden.«

Abwartend taxierte sie ihn. Diese Situation war allmählich so absurd geworden, dass sie jeglichen Faktor an Bedrohung oder Gefahr für sie verloren hatte. Während sie darüber nachdachte, ging sie zum Schreibtisch und legte das Buch ab, immer darauf bedacht, ihm nicht den Rücken zu kehren.

»Wie gesagt, rufe ich jetzt die Polizei«, verkündete sie, während sie ihr Handy von der Ladebuchse nahm. »Wenn du da rumliegen willst, bitte sehr.«

Ein frustrierter Laut entfuhr ihr, als sie auf die Home-Taste drückte und nichts geschah. Sie hatte vergessen, es nach dem Anstecken zu deaktivieren, und das führte bei ihrem veralteten Modell manchmal zu einem Kurzschluss. Sie drehte sich um. Die Hände hinter sich auf der

Holzplatte abgestützt, suchte sie nach etwas, das ihr in dieser Lage Halt geben konnte. In Mathematik war sie noch nie ein Ass gewesen, und in strategischem Denken schon gar nicht.

»Bevor ich allerdings die Polizei rufe«, begann sie und hoffte, dass der Eindringling nicht gemerkt hatte, wie sie das Handy frustriert von sich geschoben hatte, »werde ich dich runter zu meinen Eltern bringen.«

Seine Brauen wanderten aufeinander zu. »Willst du mich ihnen vorstellen? Das ist keine gute Idee.«

»Natürlich ist das keine gute Idee!«

»Na, warum sagst du dann sowas?«

Ungläubig schüttelte sie den Kopf. Das alles war ihr schon im Ankleidezimmer zu viel geworden, aber jetzt hatte es ein Maß erreicht, das das Ganze einfach nur lächerlich erscheinen ließ. »Was willst du überhaupt hier?« Sie versuchte, ihre Stimme ruhig zu halten. »Was wolltest du stehlen?«

»Ich wollte gar nichts stehlen!« Er seufzte. »Das habe ich doch schon mehr als einmal gesagt.«

»Aber ... du bist hier!«, rief sie.

»Natürlich bin ich hier. Aber nur deinetwegen!« Auch er war lauter geworden, doch dabei schaffte er es immer noch, einen vergnügten Anschein zu bewahren.

»Wer bist du!« Es war mehr ein verzweifelter Ausruf als eine Frage. Ihr Vater musste irgendwann wieder hochkommen, um Allison's Antwort zu überbringen. Ihre Mutter hatte doch immer etwas zu erwidern!

Er sah sie an, als wäre sie diejenige, die an psychischen Problemen litt. »Wer ich bin, entscheidest du.«

»Also gut.« Resigniert drückte sich Laire vom Tisch ab und stellte sich mit verschränkten Armen vor ihn. Da er immer noch lag, musste er den Kopf in den Nacken legen. Von ihm ging keine Bedrohung aus, beruhigte sie sich. Er war nur ein bedauernswerter Betroffener des Rumpelstilzchen-Syndroms. »Also gut«, wiederholte sie,

um sich selbst zu beruhigen. »Wieso bist du hier, Mr. Knightly?«

»Mr. Knightly? Mehr als nur ein Nachname ist dir nicht eingefallen? Oder ist das Mister –«

Sie unterbrach ihn. »Du wolltest einen Namen, ich habe dir einen gegeben. *Wer bist du?*«

Der Einbrecher seufzte und schloss die Augen. Als er sie wieder öffnete, wich sie hastig seinem Blick aus. Dadurch war ihr wohl entgangen, wie er sich erhoben hatte – denn anders konnte sie es sich nicht erklären, als er plötzlich nicht mehr auf der Couch lag, sondern so nahe bei ihr stand, dass sie seinen Atem auf ihrer Haut spürte und die einzelnen Härchen seiner Brauen sah. Er überragte Laire um einen halben Kopf.

In einer verspäteten Reaktion zuckte sie zurück. »Wie hast du das gemacht? Das und ...« Sie zog den Schlüssel aus der Hosentasche. »Ich hatte den hier die ganze Zeit bei mir.«

»Welche Augenfarbe habe ich, Laire?«

»Was?« Sie wollte es nicht, sie wollte es wirklich nicht, aber es war die einfachste Regel der Psychologie: Jemand sagt dir, du sollst dir ein Krokodil vorstellen, und du tust es, auch wenn du es nicht tun willst. Deshalb sah sie ihm in die Augen.

Verwirrt blinzelte sie. Und blinzelte wieder. Und wieder. War das – stellte sie sich nur ungeschickt an, hatte sie etwas Falsches gefrühstückt, oder war das hier Wirklichkeit? Sie konnte sich nicht auf seine Iris konzentrieren, nicht einmal auf seine einzelnen Wimpern, geschweige denn seine Pupille. Ihr Blick huschte immer wieder darüber hinweg, weigerte sich, an dieser Stelle zu verharren.

Sie versuchte, ihren Blick zu entschärfen, auf das Ganze zu richten, was ihr jedoch nicht recht gelang. Seine Augen ähnelten einem unscharfen Bild, das sie nicht zu fassen bekam ... Sie wirkten alt, verschwommen und ... uralte.

»Was bist du?«, hauchte sie. Sie wollte einen Schritt zurückweichen, aber ihre Beine gehorchten ihr nicht.

Der Einbrecher – dieses *Etwas* hob seine Mundwinkel zu einem Lächeln und trat ebenfalls einen Schritt zurück. Zufrieden ließ er sich auf die Couch fallen.

»Da ist sie endlich. Die richtige Frage.« Er nahm *Ein Abendessen für drei* in die Hand und präsentierte es ihr. »Weißt du schon, was das Geheimnis des Monsters in diesem Roman ist? Es lässt sich nicht töten, zumindest nicht vollkommen. So oft Sophie ihm auch eine Gabel ins Herz rammt, es wird immer wieder neu geboren. Immer wieder reinkarniert es ... und in gewisser Weise tue ich das auch.«

Er legte das Buch weg und klopfte neben sich wie zur Einladung, aber Laire dachte nicht einmal daran, der Aufforderung nachzukommen. Es schien ihn nicht zu stören, denn er verschränkte lässig die Arme hinter seinem Kopf und lehnte sich zurück. »Ich bin eine Inkarnation. Ich bin der Anfang und das Ende und wieder der Anfang. Teil eines allwissenden, unsterblichen Bewusstseins ...«

Laire verschränkte die Arme, um das Zittern zu verstecken. Das, was er da von sich gab, war verrückt, aber ... er hatte sich immerhin teleportiert. Aus einem verschlossenen Zimmer.

Doch ihre Zunge war stärker als ihr Verstand. »Ein Dramatiker und Verrückter, das bist du.«

Er seufzte und nahm das Buch wieder auf. Er schien einfach nicht die Finger davon lassen zu können. »Ich bin der Tod, Laire, und ich will, dass du mir endlich einen Namen gibst.«

Schweigen. Die gesamte Wohnung war still.

»Der ... Tod?«, wiederholte sie. Das Lachen blieb ihr in der Kehle stecken, sodass nur ein ersticktes Geräusch entwich. Wie hatte er sich aus dem Ankleidezimmer befreien können? Wie hatte er es geschafft, so schnell von der Couch aufzuspringen? Und diese Augen ... diese unheimlichen Augen.

»Der Tod«, sagte sie noch einmal, diesmal mit festerer Stimme. Nach Fassung ringend, ließ sie sich langsam auf

der Armstütze nieder, mit so viel Abstand zu ihm wie möglich. »Also ... sterbe ich jetzt?«

»Nein.« Besorgt musterte er sie. »Nein, nein, nein. Ich bin hier, damit du meine Gefährtin wirst.«

»Gefährtin?«

»Ein Gefährte ist jemand, der zum Botschafter ausgebildet wird. Warte, lass mich ausreden – ein Botschafter ist jemand, der die Lehren des Todes vermittelt bekommen hat und das Wissen darüber an andere Menschen weitergibt. Ein Lebenswerk.«

Da Laire ihn nur mit großen Augen anstarren konnte, erhob er sich. Mit langsamen Bewegungen, als befürchtete er, er könne sie verschrecken, ging er vor ihr in die Hocke. Zu ihrem eigenen Erstaunen ließ sie ihn gewähren, als er behutsam ihre Hand in die seine legte.

»Was ist? Was stört dich? Warum bist du so still?«

Zittrig atmete sie aus. Ihre Stille hatte alle möglichen Gründe, aber den einzigen, den sie ihm nennen konnte, ohne Angst zu haben, sich selbst als verrückt bezeichnen zu müssen, war: »Deine Augen. Ich kann dir nicht in die Augen sehen. Was ist damit?«

Daraufhin schmunzelte er. »Ihr Menschen mit eurem Bedürfnis, anderen in die Augen zu sehen. Was ist deine Lieblingsfarbe?«

Sie zögerte, den Kopf wieder auf den Punkt auf seiner Stirn gerichtet. »Beige.«

Er schloss für einen Moment die Augen, und als er sie wieder öffnete, huschte ihr Blick ungehindert dorthin. Der Ring um seine Pupille hatte einen bräunlichen Weißton angenommen.

Ehrfurchtsvoll betrachtete sie die Veränderung. »Wie hast du das gemacht?«

»Ki. Du konntest mir nicht in die Augen blicken, weil ich an diesen Stellen noch keine Hülle hatte. Die Augen sind das Wichtigste und deshalb auch das Schwierigste am ganzen Körper. An deren Stelle war meine pure Seele zu sehen. Etwas, das dein Gehirn nicht verarbeiten kann.«

Sie wusste, was gut für sie war, deshalb bemühte sie sich, den Teil seiner Worte, den sie nicht verstanden hatte, zu ignorieren. »Du kannst also deine Augenfarbe ändern?«

»Mein gesamtes Aussehen.«

Ohne es zu wollen, musste sie lächeln. »Rot.«

Er blinzelte, und im nächsten Moment ähnelten seine Iriden denen von Vampiren.

»Fliederfarben. Lilablassblau. Grau.«

Nachdem er ihren letzten Wunsch erfüllt hatte, ließ er ihre Hände los und setzte sich ihr gegenüber auf den Couchtisch. »Du bist ein sonderbares Mädchen, Laire.«

»Ach?« Laire war in Gedanken nicht voll und ganz bei seinen Worten. Jetzt, wo sie es konnte, vermochte sie gar nicht mehr, den Blick von seinen Augen fortzureißen. Sie musterte ihn mit gemischten Gefühlen. Zweifel darüber, ob sich das Ganze in der Realität abspielte. Unglaube, wen sie da vor sich haben sollte. Es war ein ganz normaler junger Mann, der da vor ihr saß, nichts anderes. Schon gar nicht so ein unbekanntes und ungläubliches Wesen wie der Tod.

»Willst du gar nicht wissen, wieso du sonderbar bist?«

»Wieso?«

»Weil du ganz ruhig bist.«

»Soll ich etwas mehr zappeln?«

Der – Tod schüttelte den Kopf. »Ich habe dir gerade eröffnet, was ich bin und was du bist, und alles, was du tust, ist, die Farbe meiner Augen zu verändern. Andere Gefährten haben mich angeschrien oder sind weggerannt oder in Ohnmacht gefallen.«

Sie senkte den Blick, weil ihr auf einmal bewusst wurde, dass es ihm unangenehm sein könnte, die ganz Zeit von ihr angestarrt zu werden. »Wenn ich mich nicht damit ablenken würde, würde ich ausflippen. Ich würde denken, dass ich verrückt geworden bin.«

»Oh.« Er legte den Kopf schief. »Und wann wirst du nicht mehr denken, dass du verrückt geworden bist?«

»Ich weiß nicht. Wenn ich geschlafen habe?«

»Soll ich morgen wiederkommen?«

Sie stellte sich vor, wie das wäre. Wenn sie morgen früh ihren winzigen Couchtisch decken, Porridge und Früchte für sie beide servieren, und mit ihm über die letzte Leiche plaudern würde, die er hinterlassen hatte.

»Du könntest mir einen Brief schreiben«, dachte sie laut. Alles ließ sich einfacher glauben, wenn man es las.

»Wenn es hilft.«

Irritiert schaute sie auf und begegnete seinem Blick. So offen, so voller Vertrauen und Ehrlichkeit ... als würden sie einander schon ein Leben lang kennen, dabei war es gerade einmal eine Viertelstunde.

»Nein, das war ... das war nur so daher gesagt. Du musst nicht alles ernst nehmen, was ich sage. Witze nimmt man ja auch nicht ernst.«

»Was?« Er kniff die Augen zusammen. »Wenn ich mich richtig erinnere, versteht man unter einem Witz so etwas wie ...« Er überlegte kurz. »Was ist braun und kann fliegen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich kann dir wirklich nicht folgen.«

»Ich dir auch nicht.« Da, wieder, dieses Lächeln. »Deswegen denke ich, dass unsere gemeinsame Zeit sehr spannend wird.«

Am Abend lag Laire in ihrem Bett und starrte an die Decke. Durch die Schlitze der Jalousien sickerte Laternenlicht und bildete Muster auf ihrer Bettdecke, aber mehr Lichtquellen gab es nicht. Als ihr Laptop ein Piepsen von sich gab, beugte sie sich über die Bettkante und zog das Ladekabel aus der Steckdose. Dann kehrte sie zur Bettmitte zurück und kuschelte sich in ihre Kissen.

Nachdem sie den Tod aus ihrer Wohnung geschickt hatte (und er sich in Luft aufgelöst hatte, anstatt die Tür zu nehmen), hatte sie den Tag in einer Art Trance verbracht. Nicht einmal die E-Mail zu lesen, hatte sie fertiggebracht, stattdessen hatte sie den Kopf in ein Buch gesteckt und versucht, sich auf die Buchstaben zu konzentrieren.

Zwischendurch war sie in den ersten Stock zum Klavierzimmer gewandert, wo sie die Lieder für den nächsten Tag vorbereitet hatte. Am Abend hatte sie keinen Hunger verspürt und so statt Essen *Netflix* konsumiert. Zum Glück hatte das Internet wieder funktioniert. Irgendwann hatte eine ihrer Katzen an die Wohnungstür gekratzt und war seitdem nicht mehr von ihrer Seite gewichen. Im Moment kuschelte sie sich schnurrend an Laire's Hüfte.

Laire war nicht besonders gut darin, die drei Katzen voneinander zu unterscheiden. Eine war rot-orange und die anderen zwei schwarz. Sie ging davon aus, dass diejenige auf ihrer Decke Zwölf war.

Als sie *Emma* gelesen hatte, hatte sie nicht wie sonst bei Jane Austens Schreibstil lachen müssen. Als sie Klavier gespielt hatte, hatte sie keine zwei Takte fehlerlos aneinanderreihen können. Etwas stimmte nicht, etwas war durcheinandergeraten. Vielleicht war es ihr Kleiderschrank, vielleicht auch ihr Weltbild. Sie hatte sich nie viele Gedanken über den Tod gemacht, aber ebenso wenig hatte sie ... so etwas erwartet.

Was tat er wohl gerade? Lag er auch in einem Bett und dachte an sie? Oder war er unterwegs und – tötete Menschen? War es sein Beruf? Seine Freizeit? Sein Leben? All diese Dinge hatte sie ihn fragen wollen, doch hatte es aus Selbstschutz nicht getan. Stattdessen hatte sie ihn weggeschickt, um nicht an ihrem gesunden Verstand zweifeln zu müssen.

Laire wälzte sich auf die andere Seite, hin zum Fenster, sodass sich das Laternenlicht in ihre Augen brannte und bunte Flecken auf ihren Lidern hinterließ. Alles, was sie wusste, war, dass der Tod sie unterrichten wollte, und dass er dazu eine Art Hülle um sich gelegt hatte. Wie hatte er sie noch gleich genannt? Eine Gefährtin?

Sie mochte es nicht, Dinge verstehen zu müssen. Hatte es schon in der Schule nicht ausstehen können, denn das implizierte jedes Mal, dass sie sich vorher die richtigen

Fragen überlegen musste. Und darin war sie nicht gut. Schon gar nicht, wenn es um dieses ... spezielle Thema ging.

Wenigstens hatte sie endlich einen Namen für ihn gefunden, einen richtigen diesmal, nicht den des Helden aus *Emma*. Von diesem Gedanken aus ihren Sorgen gerissen, schlief sie endlich ein.

ENDE DER LESEPROBE